

# SIMPLICISSIMUS

Am Tag der nationalen Arbeit

(Wilhelm Schulz)



Jung glühen die Herzen, die Flamme loht.  
Zum Teufel fahre die Arbeitsnot!

# Toons erste Abenteuer in Venedig

Von G6rge Spervogel / Zeichnungen von O. N6ckel



Die ganze Stadt stand auf Pfählen, das wußte Toon. Die Kirchen, die Paläste, die Straßen, jedes Fleckchen Grund ruhte auf einem Teil des gewaltigen Pfahlrostes aus Eichenstämmen, die man in den Schlamm und Sand auf dem Boden der Lagune gerammt hatte. Auf einem riesigen Wald toter Eichen ging er spazieren. Die Bauten in dieser Stadt, das war ganz richtig, mußten anders sein als sonstwo. Nicht wuchtend, nicht als Last auf gewachsener Erde. Nicht düster und schwer. Deshalb standen sie da wie Zelte, starke Pfeiler wie Stäbe an den Ecken, dazwischen ganz leicht und durchbrochen wie Tuch das Gewände, farbig und aufgelöst in schwebendes Malwerk. Gestickte Zelte. Brücken über Kanäle, leichtlin wie Vogelzug von Ufer zu Ufer. Barken, die kaum ins Wasser tauchten.

Toon, noch voll von dem Gefühl und den Bildern der Flugreise, empfand mit allen Sinnen den wohlthuenden Zauber der Schwerelosigkeit in und um sich. Er ging in den Abend hinein, ging langsam, blieb auf Brücken stehen, sah das Licht der Laternen und den Widerschein auf dem Wasser durch die dunstige Luft kommen, roch den Geruch der Kanäle und den Wind, der die aufsteigenden Nebel der Lagune mit sich brachte. Er hatte ein Schwirren im Blut, eine ganz fein zitternde Aufregung, die in Wellen anstieg, bis die Ohren sangen; das war die fremde Stadt, war die Unruhe des Abenteurers, war ein wenig Angst und Lust an der Angst dazu.

Toon gelangte in eine Straße mit Läden. Er suchte ein Schild mit der Aufschrift Geldwechsel, Money, Exchange, Bank oder dergleichen. Es waren entsetzlich viele Schilder vorhanden. Toon wurde ganz kleinnützig vor dieser Menge. Er hätte gern jemanden gefragt, aber er wußte nicht genau, wenn die Leute sahen, nicht so aus, als ob sie Deutsch, Englisch oder Französisch gelernt hätten. Zudem gingen alle zu zweit oder hatten es eilig. An einem Eingang mit Plakaten blieben Menschen stehen. Das war ein Kino. Ja, die Plakate nahmen einen großen Teil der sehr kunsthistorischen Fassade ein. Ein breites Schriftband quer darüber besagte, daß man durch den gleichen Eingang auch in die Kirche eines namhaften und bekannten Heiligen gelangte. Der Eingang

selbst diente einem Frierenden als Verkaufsräum von Postkarten und Andenken, einer beliebigen Dame als Handelsplatz mit Apfelsinen und Zitronen, sowie einem halbwüchsigen Jungen als Resonanz und Verstärkung seiner abgeschrienen Stimme, mit der er seine Maroni anpries. Der Pfahlrost war anscheinend nicht groß genug. Kinos und Kleinhandelsplätze waren bei Entwurf und Ausführung wohl nicht mitveranschlagt worden.

Als ein Mann allein vor den Plakaten und Bildern stand, fragte Toon, wobei er höflich seinen kleinen grünen Hut schwenkte, ob er wohl sagen könnte, wo hier eine Bank oder dergleichen aufzufinden sei. Der Mann besah Toons Hut, wie er durch die Luft fuhr und mit Schwung auf seinen Platz zurückkehrte, dann betrachtete er ganz genau Toons redenden Mund. Als er sicher war, daß der Fremde seine Rede beendet hatte, äußerte er sich kurz und unverständlich.



Toon wurde rot. Verdammte, dachte er, was habe ich für Gründe, vor einem solchen Italiener rot im Gesicht zu werden? „Entschuldigen Sie“, sagte er und schickte sich an fortzugehen. Der Mann hob die Hand zu einer abwehrenden Geste. Er sprach sehr schnell und hörte, wenn nicht alles täuschte, mit einer Frage auf. Toon atmete eine Menge Luft ein und machte den Mund auf – aber er kam zu nichts. Möglicherweise waren es wichtige Auskünfte, die der Mann da von sich gab, die bemerkenswertesten Dinge von der Welt konnte er erzählen, aber Toon vernahm nur das Geräusch.

„Money Exchange“, sagte Toon geschwind in eine kurze Pause hinein, aber da hatte er wohl etwas Schlimmes angerichtet, denn das war der Anlaß, daß der Mann nun auch die linke Hand aus der Hosentasche nahm und zum Reden mitbenützte. Er rückte Toon dabei beängstigend nahe auf den Leib. Als er nach seiner Meinung den Beweis glänzend zu Ende geführt hatte, trat der Mann triumphierend einen Schritt zurück. Er war sicher, Toon überzeugt zu haben. Toon begann in seiner Verlegenheit nach der Geldbörse zu suchen, was den Mann wohl auf einen stichhaltigen Einwand brachte, den zu widerlegen er unverzüglich begann. Seine Stimme nahm entsprechend seinem Eifer zu. Gleich werden die Leute stehenbleiben, dachte Toon, es kann sich nur noch um Sekunden handeln. Der Mann erhitzte sich zusehends. Sein Haar flog. Seine Hände waren gepreßt, geballt, gekrampf; offen, schlaff; sie fuhren dahin und daher, seine Ellenbogen arbeiteten; er trat zurück und sprang vor, redete, redete, wurde vom Schmerz überwältigt, ein neues Gefühl trieb ihn hoch, er lächelte und ließ die Hände fallen. „Ecco“, sagte er, stemmte die Arme ein und nickte nachdenklich vor sich hin. Toon fand in der Manteltasche ein kleines Geldstück. Er hielt es auf der offenen Hand hin und sagte: „Wechseln. To change. Changer. Lire i centesimi. Little money for the big.“ Der Mann verbeugte sich, tat schämig und streckte abwehrend die Hand vor: „aber nein, wofür denn?“ sagte er auf italienisch. „Eine Bank, banca“, sagte Toon. „Banca di credito. Saldo, debet, incasso.“

„Sie werden unter diesen Umständen allerdings schon recht haben, ich zweifle keineswegs“, erwiderte der Italiener. „Donnerwetter, ich will mein Geld wechseln, in Lire!“ rief Toon.  
 „Wenn Sie es unbedingt so haben wollen“, sagte der Mann und nahm das Geldstück. „Das habe ich aber eigentlich nicht gemeint“, murmelte Toon. „Es sollte nicht für Sie sein. Ich habe bestimmt nicht allzuviel davon.“

„Bitte, bitte“, meinte der Mann. „Es ist herzlich gern geschehen.“ Legte die Hand aufs Herz, verbeugte sich und wandte sich zum Gehen. Seine Meinung über die Fremden stand schon seit längerer Zeit fest. Er hätte nicht mit ihnen tauschen mögen, trotz ihres Geldes. Er war stolz darauf, ein Italiener zu sein. Die Fremden schienen ihm nur bedauernswert in ihrer stockhornigen Dummheit. Man brauchte sie nur reden hören. Arme Menschen, verschenken Goldstücke. Als er das Goldstück einwechseln wollte, war es nicht echt. Es war ein deutsches Zehnpfennigstück. Je, die Fremden waren doch nicht ganz so dumm. Aber immerhin.

In einem Torweg sah Toon eine gewaltige Maschine stehen. Es war wirklich ein gewaltiger Apparat. Verchromte Flächen blinkerten; Räder glänzten; Hebel, Schrauben und Ventile strahlten; Sichtgläser, Meßinstrumente und Hähne funkelten in einem weißen Licht. Es zischte, und eine Wolke Dampf schoß auf. Es sah ungemein kompliziert und gefährlich aus. Toon mußte an den Führerstand des Flugzeugs denken, der doch wie eine Offenbarung des menschlichen Geistes in der Technik anmutete. Aber dieser Apparat übertraf alles. Er sah sinnverwirrend technisch aus. Ein junger Mann hantierte angestrengt daran herum. Jeden Augenblick konnte es eine Explosion geben. Eine Ventilflöte schrie

und jamberte. Eine neue Dampfschwade knäute sich durch die Luft. Der junge Mann strahlte, schwitzte und zeigte die Zähne. Toon mußte an einen vollständigen Zepplins denken, als er diese Maschine sah. Sie sah wirklich wundervoll aus. Ja, und über die Maßen kompliziert. Sie stand hinter einer Theke, groß und kraftvoll wie eine Lokomotive. An die Theke war gemalt: Caffè espresso.

Toon legte die Ellenbogen auf die Theke und hob den Zeigefinger. Der junge Mann nickte ernsthaft. Er drehte probeweise an allen drehbaren Einrichtungen. Es gab einen prächtigen Lärm. Der junge Mann war sichtlich zufrieden und gab Volles. Es zischte, pff, schrie, rauschte und dröhnte, es kochte, brodelte, strömte, dampfte und ächzte und war jedenfalls in jeder Hinsicht außerordentlich technisch anzuhören. Als sich die schwere Wolke zerteilt hatte, sah Toon den Kaffee langsam in eine Tasse tropfen. Die Tasse wurde samt einer Zuckerdose schwingend vor ihm gelandet.

Gütiger Gott, bei aller Fertigkeit und Pracht der Mechanik und des Jüngling war die Tasse ungewaschen und pechschwarz. Seit vielen, vielen Jahren war sie nicht mehr gewaschen worden. Innen war sie bräunlichgrau. Außen lagen ein getrocknete Schichten übereinander. Man hätte an den Tassen Ausgrabungen vornehmen und nach der Beschaffenheit der Schichten feststellen können, wie der Kaffee in Venedig rückläufige die Jahre hindurch bis zur Zeit der Dogen chemisch beschaffen war. Und der Kaffee selbst— Nach dem ersten Schluck mit spitzen Lippen hatte Toon einen dunkelbraunen Mund. Die Farbe ging nur schwer wieder ab. Soviel Zucker auch im Kaffee sein mochte, er juckte höllenbitter wie schnellwirkendes Gift. Es mußte braune



Olfarbe darin sein, möglicherweise etwas noch Schlimmeres, pflü Teufel, aber die Maschine raffiniertester als ein flugfähiger Zeppelin.

Toon legte versuchsweise seinen einzigen kostbaren Zwanzigmarkschein auf die Theke, was einen dramatischen Monolog des Jünglings zur Folge hatte. „Combien?“ fragte Toon auf gut Glück. Der junge Mann hob zweimal beide Hände. Zwanzig Centesimi. Etwa vier Pfennige. Toon sammelte etwa vier Pfennige aus allen möglichen Taschen. „No, no“, meinte der junge Mann. Toon bescherte ein Fünfzigpfennigstück; der junge Mann besah, wog und beröch es mit Mißtrauen. Ein Zehnpfennigstück. Aha, schon besser. Ein funkelndes Vierpfennigstück, strahlend vor Schönheit und größer als alles zuvor. Das tat Wirkung. Haha, gut.

Toon sammelte die anderen Münzen wieder auf. Seitsamerweise erhielt er auf den Vierer eine Lire achtzig zurück. Der Jüngling schätzte den Wert des Vierers auf zwei Lire. Innerlich war er sicher, er sei fünf oder mehr wert. So ein schönes großes Geld. Der Fremde nahm das Wechselgeld, Evviva, mindestens drei Lire gewonnen! Toon, um neue Monologe zu verhindern, gab im voraus ein Trinkgeld und fragte seine Frage: „To change. Change. Lire. I centesimi. Banca di credito?“ „Si, si“, versicherte der junge Mann, „voilà, voilà, voilà.“

„Also Banken in jeder Himmelsrichtung. Zeigen Sie mir bitte eine.“ „Nix, verstockt. Ein Trinkgeld dafür. Die Bank zeigt, noch ein Trinkgeld. Trinkgelder im ganzen eine Lire achtzig. Eine glückliche Lösung.“

Nebenbei bemerkt: Toon Vierpfennigstück war das erste dieser Art in Venedig. Der Kaffemaschinist kaufte sich dafür einen Berg Zigaretten, der Zigarettenhändler einen Ballen Tabak. Der Tabakballenhändler bezahlte damit seine Schulden in der Schenke und durfte sich dazu bis an den Rand seiner Seele betrinken. Die Erinnerung daran bewahrte er bis an sein Ende. Der Wirt behielt es, dabei verlor es seine neue Farbe und sah nach gewöhnlichem Kupfer aus. Er gab es endlich an einen Installateur, der es kurzerhand versilberte. Ein kleiner Wechsel, Levantiner, nahm es als vier Mark. Natürlich fiel er damit hinein. Aber weil noch nie ein Levantiner hineingefallen ist, ohne Nutzen davon zu haben, ließ er es vergolden und erzielte von einem anderen Levantiner vierzig Mark. Von da ab blieben die armen Pfennige unter Levantiner, die sich mit Liebe, Erfolg und Gegenseitigkeit damit begaunerten. Die letzten vier Levantiner der Kette fanden keine Dummen mehr und verklagten einander. Sie kamen alle wegen Wuchers, Münzfälscheri und Betruges ins Loch. Das Geldstück wurde eingezogen. Ein Beamter riß es sich verächtlich unter den Nagel, als er krumm und kein Geld dawider hatte. So kam es wieder in den Verkehr. Aber das führt zu weit. Es war, wie jeder sehen kann, ein Geldstück mit Karriere.



## Café aux Gangsters

(Jeanne Mammen)



„Tut mir leid, Jean, bin schon vergeben. Für heute nacht habe ich Gaston ein Alibi zugesagt.“

# St. Pauli

(Olaf Gulbransson)



„Onkelchen, ich möchte dir direkt 'n Kuß geben.“



„Man los! Ober während du mi küßt, mußt du mi mit din Zeigefingern beide Ohrn fest toholen.“



„Also, was ihr alten Herren manchmal für verrückte Wünsche habt! Hast du denn mehr Genuß vom Küssen, wenn man dir die Ohren zuhält?“



„Genuß? Nee, min Deern, dat grad nich; öber mi hett mal een, as se mi küßt hett, de Uhr ut de Tasch klaut.“

# Des deutschen Michels Bilderbuch



## Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postfach. München 5802

### Dei Buer in Gripswold

Bauer Putlatan kommt nach Greifswald, schlendert am Ryck und am Hafen entlang, läuft die Lange Straße bis zum alten, schönen Markt herauf und trifft vor einem Schaufenster seinen Freund Prumbüddel. Die Freude ist groß, zumal Prumbüddel sich wieder verheiratet hat und seiner Frau die Kreisstadt zeigen will. Nun, die beiden kommen ins Erzählen, und die junge Frau Prumbüddels geht langsam voraus. Dabei schaut sich Putlatan seines Freundes Gattin genauer an. „Mensch“, sagt er auf einmal, „du, din Olsch, de hett je een hölten Been . . .“

„Jo“, sagt Prumbüddel gelassen, „dat het sei.“ „Un so 'n kleen'n Höcker schient s' ook ta hebben“, flüstert Putlatan seinem Freunde ins Ohr. „Dat will ick di nicht afftriden“, antwortet Prumbüddel. Nun guckt sich die Frau nach den beiden Männern um, und da erstarrt Putlatan und sagt noch leiser: „Mensch, scheel is sei jo ook.“

Seelenruhig sagt Prumbüddel zu ihm: „Du kannst gern luud spreken, den hörn kann se ook nicht!“

### Zollstation

Viele fremde Schiffe aus Schweden, Skandinavien, Dänemark, Holland und so weiter laufen im Stralsunder Hafen ein. Die Schiffe und ihre Besatzung werden vom Zoll kontrolliert. So kommt Karl Trimmer auch von Bord. „Was haben Sie da im Paket?“ fragt ihn der Zollbeamte. „Koaninchenförder.“ — „Was? Das sind ja Kaffebohnen. Kaninchen fressen doch keinen Kaffee.“ — „Ne? Na, dann möten sie se stoahn loaten. Jet anners givt et bi uns nich.“

### Flitterwochen

Bims ist wegen Körperverletzung an seiner Frau angeklagt. „Drei Wochen Gefängnis!“ diktiert der Richter. Bettelt Bims: „Ach, Herr Richter, geben Sie mir doch wenigstens Bewährungsfrist, damit wir unsere Flitterwochen ungestört zu Ende verleben können.“

### Ich bin nicht glücklich geworden

Von Ernst A. Schmidt

Wo der Doktor heute abend bleibt? Ist irgendwo hängen geblieben. Vielleicht bei dem kleinen Lichi. Oder bei der Marchesa mit dem Doppelpneu. Oder einfach vorbeigegangen. Wäre zu verstehn. Ist ja doch immer dasselbe. Für ihn genau so langweilig wie für mich. — — —

„Ah, Doktor! Also doch noch! Danke, es geht ganz gut. Drei Strich weniger als gestern. Aber der Husten ist noch ziemlich, und der Hals schmerzt wieder 'n bißchen. — Ach wo, ich rede ja keine drei Worte am Tag! Folgsam wie 'n kleines Mädchen in der Bibelstunde. Bloß aufstehn möcht' ich mal wieder. Können Sie verstehen, daß man sich stundenlang brennend danach sehnt, mal wieder auf einem schattigen Waldweg zu wandern — so das federnde Gras unter der Sohle . . . Bißdsinnig natürlich, aber was wollen Sie, man wird hier so mit der Zeit. Es ist immerhin schon fast ein Jahr, daß ich wieder hier bin . . .“

Natürlich! Natürlich! kommt man auch wieder mal raus. Doktor. Fragt sich bloß wie und wohin, nicht wahr. — Nein, nein, deshalb bin ich noch lange kein Pessimist, Doktor. Selbstverständlich, immer Kopf hoch, Unkraut vergeht nicht! Danke, Doktor, habe alles, alles in Ordnung. Gute Nacht, Doktor, danke!“

Unkraut vergeht nicht. Wieviel Unkraut hat's wohl in dem hübschen weißen Sanatorium hier? Hundertfünfzig Patienten im ganzen. Vielleicht ein Drittel — mal bestimmt fünfzig, die im Bett liegen. Unsere Station allein schon elf . . . Ich muß Celia klingeln. An Frances schreiben. Zuerst eigentlich an Jefferson. Soll warten. Sollen warten. Ich mag heute abend nicht. Allan tippt schon seit acht Uhr. Schreibt seiner Kleinen. Seine erste Liebe . . . Die erste Liebe kriegt man nicht. Er will heiraten, sobald ihn der Chef nach Hause läßt. Hoffentlich bleibt sie ihm treu. Guter Kerl. Daß es ihm nicht geht wie Braddon. Ob der in einem halben Jahr noch lebt? Liegt seit Juni,

mein Mai. Gleich nach der Geburtstagsfeier bei Hedström fing die Schweinerei an. Scheußlich — so ein Blutsturz. Und immer wieder. Dabei sieht er immer noch ganz gut aus . . . Hedström. Soll gesund sein. Muß ich auch schreiben. Muß mal alle notieren. Was soll man schreiben? Es passiert nichts. Sollen warten.

Ja immer — und immer — Nicht nur diesen einzigen Tag! An deiner Hand will ich mein Leben lang gehn — Grammophon taugt nicht viel. Schade. Sie singt es wunderbar.

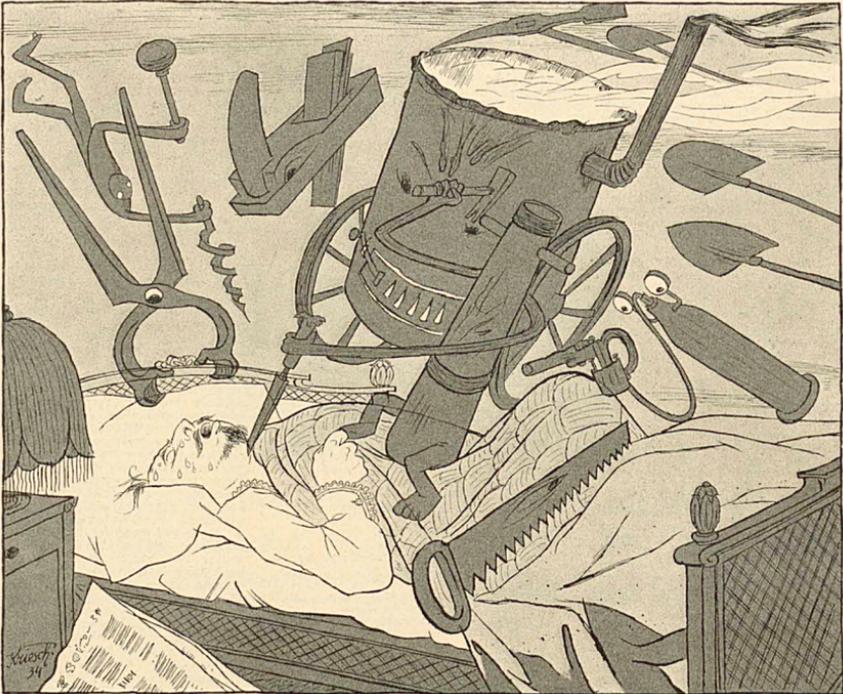
Was deine Lippen verschweigen. Dein Auge muß es gestehn —

Ich muß Celia klingeln. Soll mir noch einen Siphon bringen. Gestern nacht war's nicht zum Aushalten . . . Bald muß der Mond aufgeh'n. Nicht schwül. Spazieren geh'n, an den Linden entlang bis zu den Wiesen. Das Heu riecht so gut nach dem Regen. Könnte mich auf die Bank setzen. Nachdenken. Wozu nachdenken? Hat keinen Zweck. Alles gut so. Allan tippt wie rasend. Gibt ein Dutzend Seiten mindestens. Er muß aufhören, zehn Uhr vorbei. Werden sich nebenan beschweren. Krieger auch keinen Siphon mehr. Egal.

Ja immer — und immer — Nicht nur diesen einzigen Tag —

Die sind verrückt. Jetzt noch zu spielen. Hör das gern. Kommt so von oben runter. Weich. Jane liebt die Platte. Spielten sie jeden Abend. Sie lag da im rotbraunen Kimono. Die Beine nackt. Ihre Haut war kühl und glatt . . . Muß doch noch 'n Rest Kognak da sein — mal seh'n . . . Pacht! Verdammt schlechtes Zeug! Nichts für 'n wunden Hals. Die Haut war wunderbar. Sie rieb sie mit etwas ein. Vergessen, den Namen. Ich hätte sie festhalten sollen. Hätte sie festhalten sollen. Hat keinen Zweck. Sie ist fort, sind vier Jahre her. Komisch. Die Zeit vergeht. Es





Angsttraum eines französischen Sicherheitshyrtikers.

## Der gute Mensch

Von Elis Stahl

Der gute Mensch besaß keine Feinde. Vorgesetzte schämten sich, ihm vorgewetzt zu sein. Untergebene betrachteten ihn mit zärtlicher Hochachtung. Optimisten demonstrierten an ihm die angeborene menschliche Güte, Pessimisten wurden beim Umgang mit ihm zu Philanthropen, und die Mütter heiratsfähiger Töchter beteten zu Gott, daß ihr zukünftiger Schwiegersohn nur ein Zehntel aller jener Tugenden besitzen möge, die den guten Menschen zierten.

Möglich, daß es hier und da ein paar ganz Versorfene gab, denen heimlich übel wurde, wenn sie ihn sahen. Aber der gute Mensch behandelte auch sie mit derselben Güte, die er für alle Menschen hatte. Es war unmöglich, eine Bosheit aus ihm herauszulocken: es ging gegen sein Prinzip, denn er hatte sich schon von Kindheit an als Lebensziel gesetzt, den Rekord des guten Menschen aufzustellen.

Der gute Mensch hatte einen Vater, den er unterstützte, eine Großmutter, die er ernährte, eine kranke Tante, der er die Arztkosten zahlte, einen Neffen, dem er eine Beihilfe zum Studium gab, einen alten Diener seiner Eltern, der einen lebensläng-

lichen Gnadenlohn von ihm bezog, und eine Menge Freunde, die ihn dauernd anpumpten, ohne jemals etwas zurückzahlen. Natürlich wollte der gute Mensch auch gar nichts zurückgezahlt haben.

Dabei hatte der gute Mensch ein so kleines Einkommen, daß es ein Wunder war, wie auch nur er allein davon leben konnte. Wenn man ihn danach fragte, so ant-

## Illusion

Der Hirnkärum von Sanft Titofolau ist unfres Tales Häler.

Ein Glodendreiflang quillt heraus, ergreifend die Gemüter.

Die liebe, alte Melodie bringt Kärm und Häst zum Schweigen. Dem Herze wird, es weiß nicht wie, so wonefjam und eigen.

Und alles geht darauf zurück, daß drei betagte Herren, ein jeglicher an seinem Strick, gewohntermaßen zerren.

Notenabr.

wortete er (und man sah deutlich, wie peinlich es ihm war, daß er genötigt wurde, davon zu sprechen) — also er sagte: „Man kann viel, wenn man muß!“

„Aber Sie müssen doch gar nicht!“ sagten die andern.

Der gute Mensch lächelte nachsichtig, doch in seiner Stimme war ein unbeugsam eherner Klang, als er erwiderte: „Selbstverständlich muß ich. Es ist Pflicht des Starken, für den Schwachen einzustehen. Wozu hätte er sonst seine Stärke, bitte?“

„Welch edle Weltanschauung!“ seufzten die andern hingerissen.

„Nur eine logische!“ entgegnete der gute Mensch ernst und hungerte weiter.

Zuwellen freilich bekam er einen so tob-süchtigen Appetit auf ein ordentliches Rinderfilet, daß ihm das Wasser zugleich in Mund und Augen schoß. Aber das nützte ihm nichts. Sein Lebensziel vertrat kein Rinderfilet, es erforderte Peilkartoffeln und Margarinebrot und schwarzen Malzkaffee: ein Lebensziel ist ein Lebensziel, es läßt nicht mit sich spaßen, wenn es einmal aufgestellt ist.

— Eines Tages sagte sein bester Freund zu ihm: „Gestern abend war ich bei Meyers, sie haben Logierbesuch, einen Vetter. Ein wunderbarer Mensch! So etwas von Güte — nein, das ist einfach noch gar

(Schluß auf Seite 68)

# Französische Generaldirektoren der Saargrubenverwaltung

(E. Schilling)



„Als gute Patrioten können wir unsere Gehälter nicht hoch genug ansetzen, sie kommen ja aus der Tasche der saardeutschen Steuerzahler!“

(Schluß von Seite 56)

nicht dagewesen! Es strahlt förmlich aus ihm heraus!"

Der gute Mensch senkte den Kopf, um sein Erblassen zu verbergen. Er schlief sehr schlecht in dieser Nacht.

Am nächsten Abend besuchte er Meyers. Es waren zu Ehren des Veters mehrere Gäste da.

Der gute Mensch I und der gute Mensch II begrüßten sich herzlich. Sie sahen sich einen Augenblick tief in die Augen, ehe sie ihre Hände mit inrigem Druck wieder freigaben. Es war ein historischer Moment, nicht viel fehlte, und alle Anwesenden hätten laut applaudiert.

Um jeden guten Menschen bildete sich eine Gruppe. Der gute Mensch I wurde, sehr gegen seinen Willen, von den Aufwendungen zu reden genötigt, die ihm der Klinikaufenthalt seiner kranken Tante verursachte. Aber es ließ sich nicht verkennen, das Publikum war nicht so bei der Sache wie sonst. Als sich das Gespräch (natürlich sehr zu seinem Unbehagen) dem Schicksal der Großmutter zuwandte, deren Lebensabend er nach Kräften zu verschönen trachtete, ertotete er zwar einen seelenvollen Augenaufschlag der Stadträtin, aber eine Stadträtin allein macht den Kohl auch nicht fett. Würde die Ballade vom alten treuen Diener etwas nützen? Es schien nicht so, alles lauschte nach der Gruppe hin, die sich um den guten Menschen I gebildet hatte.

Jetzt — dem guten Menschen I stockte der Atem — stand der gute Mensch II, auf trug vorsichtig eine Stechfliege, die sich auf seiner Hand niedergelassen hatte, zum Fenster, mit ganz kleinen gleichmäßigen Schritten, damit er das Tierchen nicht durch heftige Körperschütterungen erschrecke, und ließ es fliegen, während er ihm mit

zärtlichem Lächeln nachsah. Aller Augen, selbst die der Stadträtin, hingen anbetend an seinem Gesicht, und der gute Mensch I wischte sich den Schweiß von der Stirn. Da sagte der gute Mensch II: „Im Grunde bin ich ein Haderlump. Sie ahnen nicht, was ich für ein Hundsfott bin! Alles nur Mache, meine Herrschaften, alles nur äußerlich, um eine schöne Rolle hier vor Ihnen zu spielen! Im Grunde bin ich ein Schweinehund!"

Der gute Mensch I erhob sich stumm und ging gebrochen ab. Er hatte verloren, er hatte umsonst gelebt. So wirksam hatte er seine Güte nie zu unterstreichen vermocht. Wie herrlich stand der andere da, hell von seinen guten Taten angestrahlt, vor dem prachtvoll ausgemalten finsternen Hintergrund! Ein Meisterstück!

Der gute Mensch I ging heim. Unterwegs blieb er vor einem Speiselokal stehen, aus dem bezaubernde Duffe strömten. Eine Sekunde lang erwog er eine völlige Systemänderung, aber dann erkannte er, daß es zu spät dafür war.

Bei Hause angekommen entschloß er sich. Es war nicht leicht, aber wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Ein Lebensziel ist

## Frühjahrgarten

Von Johan Luzian

*Komm, liebe Frau, und sieh: im jungen Grün von Laub und Kräutern atmet unser Garten. Gott läßt zur rechten Zeit die Erde blühen und auch den Regen fallen, drauf wir warten.*

*Die Amsel flötet, ringsum Stille trinkt ihr Singen bis zum Himmel hoch dort oben. Rot geht die Sonne unter und versinkt. In Gottes Hand ist alles liebend aufgehoben.*

## Prognose

(Rudolf Kriesch)



„Schöner sonniger Tag! — Lüagt dir so a Wetternsager pfeilgrad ins Radio! Den wann i amol dawisch, na gib'ts aber garantiert Niederschläge.“

ein Lebensziel, es will erfüllt werden, da gib'ts nichts. Sollte er umsonst gehungert und in elenden Dachkammern gewohnt und ausgefranste Hosen getragen haben? Er dachte nicht daran!

Er setzte sich an den Schreibtisch und verfaßte ein kurzen Brief:

„Meine lieben Freunde, verzeiht mir, wenn ich Euch einen Schmerz zufüge, es geschieht nur, um Euch einen schlimmeren zu ersparen. Und welcher Schmerz könnte schlimmer sein als der um eine gefallene Seele? Meine lieben Freunde, seit langem kämpfe ich gegen einen mächtiger und mächtiger werdenden bösen Geist in mir, einen höllischen Geist, der beispielsweise verlangt, ich solle Rindfleisch essen und die Sorge für meine Großmutter ihrem ältesten Sohn überlassen, dem Sachverständigen der Rüstungsindustrie in Genf, der bei der Abrüstungskonferenz so schön veräußert hat. Ich verfluche diesen bösen Geist, ich kämpfe gegen ihn an mit der äußersten Verzweiflung meiner Seele. Aber ach, ich fühle, wie er immer gewaltiger sein häßliches Haupt erhebt — nun mag er; der Tag, der mich als Schurken sieht, soll nicht kommen! Ich greife aus diesem Leben, meine Freunde, ich fliehe vor meinem bösen Ich, ich will lieber ein toter als ein schlechter Mensch sein!“

Meinen Vater, meine Großmutter, meine Tante, meinen Diener und Euch, meine Freunde, empfehle ich dem Neffen des Herrn Meyer. Er, der ein so warmes Herz für Stechfliegen hat, wird mein Verächtnis zu ehren wissen. Lebt wohl!“

Und dann erschob er sich —  
— Herrn Meyers — Heffe wird sein Leben lang nur der gute Mensch II bleiben, trotzdem er sehr viele Pflichten der Nächstenliebe zu erfüllen hat.

## Lieber Simplicissimus!

Der Korbflechterhandl ist ein schwächliches Männlein, dafür aber ist sein Ehegatte ein so starker. Der Hans schlüft mit seiner Frau in einem Bett; sie liegt vorne, und gleich nach ihm kommt dann die Liesl, das Töchterchen.

Eines Nachts weckt die Kleine die Mutter. Als diese endlich wach wird, kunnrt sie ärgerlich: „Was willst denn, du Unge-mach?“ — „Mutter“, bittet die Liesl, die ein Bedürfnis quält, „heb' mich doch mal raus.“ — „Was ist denn nur los mit dir?“ schimpft die Gefragte, „ich hab' dich doch vorhin erst rausgehoben.“ — „Ach nein“, meint da die Kleine verzagt, „das war nicht ich, das war der Vater.“

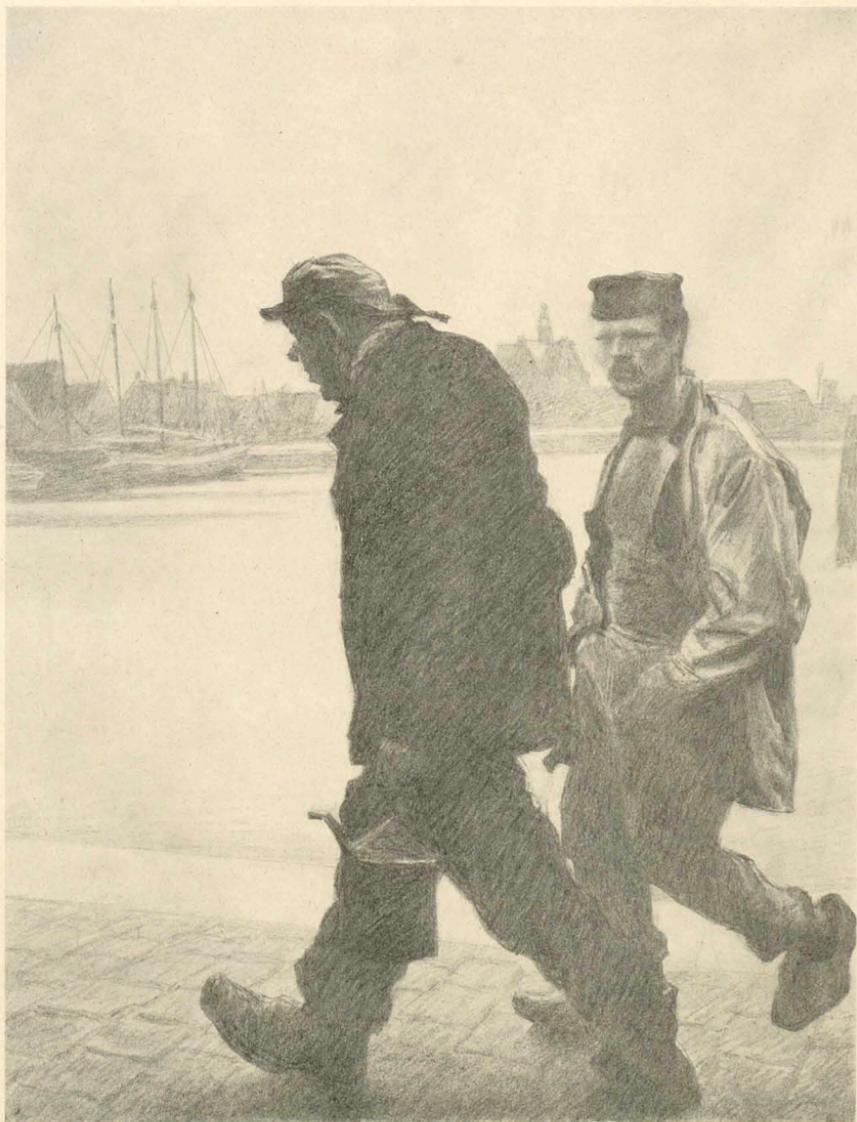
Die Dörfer des hinteren Odenwaldes hatten zu früheren Zeiten keinerlei Bahnverbindung mit den Städten in der Ebene. So geschah es denn, daß die Arbeiter und Handwerker, die dort beschäftigt waren, nur über Samstag und Sonntag heimkamen. Sie, die in der Woche meist recht sparsam gelebt hatten, pflegten nun an diesen Tagen bei Tisch tüchtig einzuhauen; auch übten sie, auf Anweisung der Frau, an der großen Kinderschar sodann das Amt des Strafrichters aus.

„Mutter“, fragte daher einstmals ein Knabe seufzend, „Mutter, was ist denn das eigentlich für ein schlimmer Mann, der da jeden Samstag und Sonntag kommt, so viel frißt und uns so arg verschlägt?“

Ich frage das sechs-jährige Söhnchen Rainer meines Hausherrn, was er wohl später einmal gerne werden will. „Nichts“, ist die rasche und kurze Antwort. „Nichts?“ frage ich mit geheucheltem Erstaunen zurück. „Ja, nichts“, entgegnet er selbstbewußt, „ich kaufe mir nämlich mal ein Scheckbuch.“

## Ein verlorener Sohn

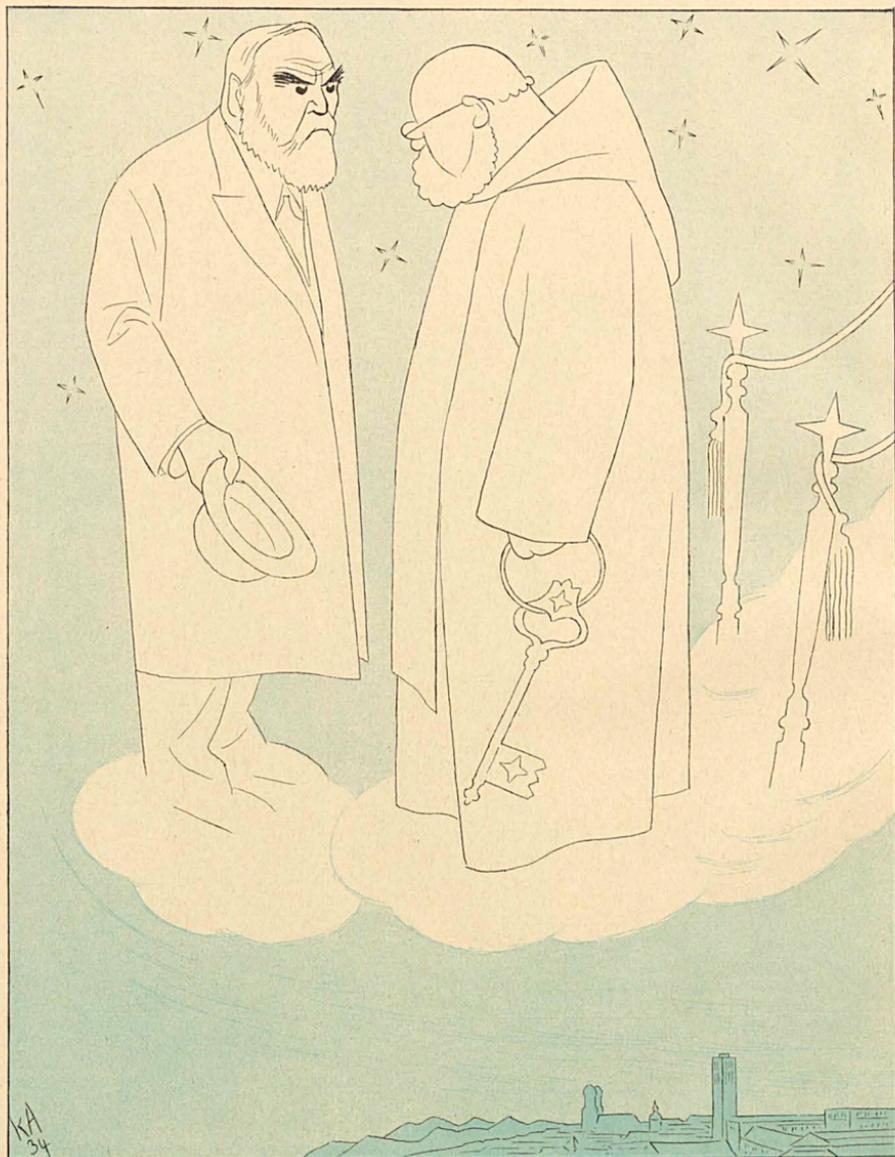
(E. Thöny)



„Min Hein' mutt mal op See. To Hus kumt de Jungs blods op dumme Gedanken.“ — „Jawull, just as Käpt'n Sörensen sin Jochen, de is na Kiel op de Universität.“

Oscar von Miller — semper idem

(Karl Arnold)



„s Good. Zunächst möcht' ich einmal ein paar Original-Radiowellen fürs Deutsche Museum.“